

THEOLOGISCHE REVUE

120. Jahrgang

– August 2024 –

Huebenthal, Sandra: Gedächtnistheorie und Neues Testament. Eine methodisch-hermeneutische Einführung. – Tübingen: Narr Franke Attempto 2022. 371 S., brosch. € 24,90 ISBN: 978-3-8252-5904-4

Das Buch von Sandra Huebenthal zielt darauf, Erkenntnisse der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie für die ntl. Exegese fruchtbar zu machen, indem es in Hermeneutik und Methodik dieses Zugangs einführt, ihn an einzelnen Texten exemplarisch durchspielt und in das Gesamt des exegetischen Fragespektrums einordnet. Die Vf.in ist bereits mit mehreren gewichtigen Beiträgen zur Gedächtnistheorie hervorgetreten, darunter ihre Habil.schrift zum MkEv als kollektives Gedächtnis, so dass diese Einführung auf einer starken Reflexionsbasis aufruht.

Der erste Teil (13–135) dient der Einführung in Hermeneutik und Methodik. Geklärt werden die kulturwissenschaftlichen, als solche transdisziplinär angelegten Begriffe von Erinnerung (stärker als Prozess gedacht) und Gedächtnis (mehr auf Strukturierung von Wissensbeständen ausgerichtet), der soziale Aspekt von Erinnerung und Gedächtnis wird als Kernpunkt des kulturwissenschaftlichen Zugangs herausgearbeitet. H. greift die Arbeiten von Maurice Halbwachs sowie von Jan und Aleida Assmann auf und unterscheidet drei Formen des sozial bestimmten Gedächtnisses: soziales, kollektives und kulturelles Gedächtnis. Von besonderer Bedeutung sind dabei zwei mitwandernde Zeithorizonte: die Generationenschwelle nach 30 bis 50 Jahren (Generational Gap) für die Ausbildung des kollektiven, der Floating Gap nach drei bis vier Generationen für die Formung des kulturellen Gedächtnisses, in dem die Vergangenheit als „graue Vorzeit“ erinnert wird, als vorgegebene Tradition, in der die im kollektiven Gedächtnis ausgebildeten neuen Deutungsrahmen sich verfestigen. Mit den beiden Schwellengrenzen sind Krisenerfahrungen verbunden, die mit Medienwechseln einhergehen können.

Als Verstehenshilfe für den gedächtnistheoretischen Zugang zu ntl. Texten führt H. die Analogie des Familienalbums mit dem Bezug auf das Familiengedächtnis, (sozial ausgehandelten) Familiengeschichten und Medienwechseln (Familienchronik) ein. Ähnlich seien die ntl. Schriften „Momentaufnahmen aus der Geschichte der frühen Christen, die für alle späteren Generationen Teil der eigenen Familiengeschichte ist“ (112). Im letzten Abschnitt des grundlegenden Teils werden die fünf methodischen Schritte einer gedächtnistheoretisch ausgerichteten Exegese präsentiert, als Kombination historischer und narratologischer Methoden, immer bezogen auf den Gesamttext.

Der zweite Teil (137–250) bietet sechs Beispiele für die gedächtnistheoretisch ausgerichtete Lektüre ntl. Texte „als Momentaufnahmen aus dem frühchristlichen Familienalbum“ (137). Diese sind unterschiedlichen Entstehungszeiten und Gattungen zugeordnet. Das ist hier nicht im Einzelnen nachzuzeichnen. Nur so viel: Methodisch wird auswahlweise auf die zuvor erläuterten Analysefragen

zurückgegriffen und nach dem Durchgang eine gedächtnistheoretische Auswertung unternommen, die die untersuchten Texte dem sozialen Gedächtnis (Gal), der Ausbildung des kollektiven Gedächtnisses (Kol, Mk, Lk) oder der Grenze zum Floating Gap (2 Petr) zuordnet.

Im dritten Teil (251–334) verortet H. die Bedeutung des gedächtnistheoretischen Zugangs im Spektrum bibel-, v. a. einleitungswissenschaftlicher Fragestellungen. An zwei Beispielen diskutiert sie den Beitrag kulturwissenschaftlicher Exegese zu Fragen der historischen Verortung ntl. Schriften. So lässt sich der pseudepigraphische Charakter von 2 Thess durch gedächtnistheoretisch ausgerichtete Analysetools bestärken. Das kritische Potential des Zugangs wird an der „Flavierthese“ diskutiert, die das MkEv als gegen den (mit Vespasian anhebenden) Machtanspruch der flavischen Kaiser gerichtetes Anti-Evangelium versteht. H. bringt gegen diese These vor, dass aus kulturwissenschaftlicher Sicht der Fokus auf die Rezeptionsbedingungen zu richten ist. Und diese sieht sie dadurch bestimmt, dass weder die Identität der Jesunachfolger noch die Wahrnehmung der Flavier um 70 schon so gefestigt waren, dass man das Werk als Gegen-Evangelium zum Aufstieg der flavischen Kaiser hätte lesen können. Einen Ausblick auf die Ausbildung des kulturellen Gedächtnisses bieten die beiden letzten Kap. zu Tradentenketten und der Kanonentscheidung des Trienter Konzils.

Grundsätzlich zu begrüßen ist die interdisziplinäre Vernetzung, die durch den gedächtnistheoretischen Zugang für die Auslegung frühchristlicher Texte geleistet wird. H. legt dazu eine auch in didaktischer Hinsicht gelungene Einführung vor, die den Ansatz samt seinen forschungsgeschichtlichen Hintergründen und aktuellen Einsatzfeldern umfassend und verständlich präsentiert und durch Beispielexegesen für die Auslegung ntl. Texte erschließt. Dabei scheint sich der Gewinn der gedächtnistheoretisch geschärften Perspektive mit dem Fortschreiten auf der Datierungs-Zeitachse zu steigern. Recht überschaubar bleibt er, wenn eine Schrift (wie der Galaterbrief) im Rahmen des sozialen Gedächtnisses verortet wird. Die größte Bedeutung dürfte in diesem Fall darin liegen, dass Kategorien und Kriterien für die Unterscheidung von sozialem und kollektivem Gedächtnis bereitgestellt werden und so ein neues argumentatives Feld in der Diskussion zur Pseudepigraphie eröffnet wird, wie der Vergleich von 1 Thess und 2 Thess zeigt. Auch auf die Vorgänge im zweiten Jh. mit dem Übergang zur Phase nach dem Floating Gap und der Herausbildung des kulturellen Gedächtnisses kann der Zugang bezeichnendes Licht werfen. Zugleich bereichert H.s Werk die Diskussion auch dadurch, dass es zu Rückfragen herausfordert.

(1.) Bisweilen erhält man den Eindruck, das Profil des kulturwissenschaftlichen Zugangs werde dadurch geschärft, dass ihm neue Einsichten zugeschrieben werden, die auch ohne ihn bereits etabliert waren. Dass die Evangelien nicht erzählen, wer Jesus an sich war, sondern wer er jetzt für die Adressaten ist (48f, 111, 212), war der Exegese gut bekannt. Dasselbe gilt für die Betonung der Fremdheit der Texte (121f), die nachträgliche Rückbindung der Evangelien an die erste Generation („überrascht nun nicht mehr“, 97), die klassische Argumentation zur Begründung der Pseudepigraphie des Kol (161–163), die Tradentenketten als Legitimationsinstrument (314) oder die Einsicht, dass als orth. etablierte Positionen nicht historisch zutreffend sein müssen (315).

(2.) Die das Buch durchziehende Familienalbum-Analogie wirkt etwas gezwungen. Der Schritt von Familienerzählungen zu frühchristlichen Texten ist, auch wenn diese der Identitätsbildung zugeordnet werden, sehr groß. Dass aus Mt 1,2–17 herausgelesen wird, „dass das Genre ‚Stammbaum‘ ähnlich funktioniert wie ein Familienalbum, das die Familienmitglieder gemeinsam anschauen“ (101), bestärkt den Zweifel an der Tauglichkeit jener Analogie.

(3.) Diskutieren lässt sich auch das kritische Potential der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie, das H. in der Auseinandersetzung mit der „Flavierthese“ zum MkEv einbringt. Dass die kulturwissenschaftliche Perspektive mit ihrem Blick auf Rezeptionsszenarien diese These nicht stützt, kann in Grenzen des gedächtnistheoretischen Zugangs begründet sein. So spielen Textbeobachtungen bei H.s Diskussion kaum eine Rolle. Stattdessen wird das „Wunder von Bern“ als Beispiel für die längere Zeit beanspruchende Entwicklung von Rezeptionskategorien herangezogen. Der einfache Sprung von der Rezeption eines Sportereignisses in der modernen (Medien-)Gesellschaft zu den Verhältnissen christlicher Gemeinden im ersten Jh. erscheint gewagt. Und wenn die fehlende Rezeption des „Anti-Evangeliums“ bei den anderen Evangelisten aus „der Perspektive der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie [...] ein Argument gegen diese Rezeptionskategorie“ ist (297), wird eine Einheitlichkeit urchristlicher Entwicklung vorausgesetzt, die andernorts mit Recht zurückgewiesen wird (z. B. 82).

(4) Über manche Einzelbeobachtungen und -urteile wird man streiten können. Nur einige Beispiele: Dass Paulus nach „dem letzten Treffen“ mit den Galatern den Tora-Gehorsam aufgegeben habe (145), lässt sich aus Gal 4,12 kaum herauslesen. Schwierig ist auch, Apg 15,1f als vordatierten „antiochenischen Zwischenfall“ zu verstehen (220) oder die Vervollständigung des Zwölferkreises in Apg 1 als „demokratische Wahl“ durch „[m]ehrheitliche Entscheidungen“ (218) zu bezeichnen. Man kann fragen, ob die erste christliche Generation (in H.s Nomenklatur: die zweite) „nach einer genuin christlichen Identität“ gesucht hat, v. a., wenn man die Gefahr bei einer solchen Suche als „Rückfall in jüdische Muster“ (91) beschreibt. Die Debatte um die frühchristliche Pseudepigraphie ist etwas differenzierter und kontroverser geführt worden, als es hier dargestellt wird (80–83).

Im Ganzen lässt sich festhalten: H.s Buch zeigt die Bereicherung auf, die durch die gedächtnistheoretische Perspektive der Exegese wächst. Etablierte historisch-kritische Zugänge werden dadurch freilich nicht entwertet.

Über den Autor:

Gerd Häfner, Dr., Professor für Biblische Einleitung an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München (gerd.haefner@lmu.de)